

Égalité

Eher zufällig fällt mein Blick am letzten Tag meines Aufenthalts in dieser Stadt auf die Spiegelung ihres Wahrzeichens in einer Pfütze Regenwasser. Was ich sehe, erinnert mich an die verschwommene Version eines weithin bekannten Bauwerks auf einem impressionistischen Gemälde.

Seit ich hier angekommen bin, hat es – ähnlich wie bei mir daheim um diese Jahreszeit – ununterbrochen geregnet. Weder, wo ich herkomme, noch, wo ich gerade bin, spielt irgendeine Rolle. Abgesehen von ein paar Gebäuden, Plätzen oder Straßenzügen, deren Zustand mit Hilfe von Maßnahmen, die überall die gleichen sind, möglichst unverändert bleiben soll, sieht eine Stadt mittlerweile genauso aus wie jede andere. Eine Handvoll Unternehmen, denen angeblich viel an der Unverwechselbarkeit ihrer Außenwirkung liegt, prägt mit ihren Logos das Erscheinungsbild sämtlicher Innenstädte, es sei denn, die Einkaufszentren stehen – nach dem Vorbild anderer Städte – in den Randbezirken.

Alles, was eine Stadt *unverwechselbar* macht, befindet sich in einem Reiseführer – eine Branche, die seit jeher von einigen wenigen Herausgebern beherrscht wird. Auf den Seiten eines Reiseführers ist der Anblick einer Sehenswürdigkeit am besten aufgehoben. Sie erscheint dort nicht nur in der vermeintlich günstigsten Perspektive und im Beisein aller relevanten Informationen, sie ist in dieser Form auch *unantastbar*, geschützt vor dem Leben der Menschen und seiner Vergänglichkeit. Der Anblick vor Ort fällt hingegen meist enttäuschend aus.

Nachdem ich dem Wahrzeichen den Rücken gekehrt habe, bemerke ich ein paar bedürftige Menschen. Wie überall auf der Welt haben sie sich auf ihrer Suche nach Almosen dort eingefunden, wo sie sich die größten Chancen darauf ausrechnen. Da ich nicht zu denjenigen gehöre, die am Unglück anderer vorbeischaun, bestätigt sich ein Eindruck, den ich auf meinen bisherigen Reisen gewonnen habe: Vergleichbar den urbanen Problemzonen, die sie repräsentieren, sehen die mittellosen Menschen einer Stadt heutzutage genauso aus wie die aller anderen Städte – die, in der ich wohne, miteingeschlossen.

Auf dem Bordstein kauend, starren sie auf die gleichen Pappbecher (L oder XL), die das Logo einer internationalen Kette von Schnellrestaurants tragen. Als handle es sich bei bettelnden Menschen, wo immer man hinkommt, um Werbebeauftragte für ein spezifisches Kundensegment. Etwa, indem sie im Namen eines Fastfood-Unternehmens auf dessen niedrige Preise aufmerksam machen oder darauf, dass sich solche Becher nach dem Genuss ihres Inhalts auch anderwärtig verwenden lassen, und sei es als Sammelbüchse für mildtätige Gaben. Gaben an Menschen, die übrigens in ein paar ganz grundsätzlichen Bedürfnissen – ihre Getränke zum Beispiel – auch nicht anders sind, als diejenigen, die es sich leisten können, den weiten Weg hierher zurückzulegen, um sich vom Anblick einer Sehenswürdigkeit enttäuschen zu lassen.

Ohne es je überprüft zu haben, weiß ich, dass es sich bei dem Geld, das Besucher dieser Stadt in die Becher werfen – kaum einer von ihnen aus Großzügigkeit, sondern weil andere es vor ihm oder ihr getan haben –, um ein und dieselbe Währung handelt. Jede andere würde bei den Almosenempfängern auch ähnlich großen Unmut erregen wie bei den Angestellten der Fastfood-Kette, aus deren Bestand die Becher stammen. Im Durchschnitt landen sogar – Statistiken haben das gezeigt – gleich hohe Beträge darin, was nicht so sehr damit zusammenhängt, dass Armut überall die gleiche Empfindung auslöst, sondern mit dem grenzüberschreitenden Bestreben, sämtliche Gehälter einander anzupassen. Hinzu kommt, dass Arbeitnehmer mit niedrigerem Einkommen im Verhältnis etwas mehr geben als solche mit höheren Bezügen. Zählt man diese Faktoren zusammen, ergibt das mehr oder weniger die gleiche Summe.

Wo auch immer bettelnde Menschen ihren Stützpunkt aufgeschlagen haben – neben ihnen steht eine Flasche Wasser. Sie symbolisiert nicht nur, wofür das allerletzte Geld ausgegeben wurde, am Wasserstand lässt sich ablesen, wie lange heute schon auf Almosen gewartet wird. Dass es sich dabei, egal, wo man hinkommt, um Wasserflaschen ein und desselben Anbieters handelt, wundert bestenfalls unerfahrene Reisende. Als erfreue sich eine bestimmte Marke bei den Bedürftigen dieser Erde größerer Beliebtheit als jede andere, oder ein Unternehmen habe es sich zur Aufgabe gemacht, alle Schnorrer als Zeichen guten Willens mit Wasser zu versorgen. Das ist natürlich Quatsch. Die Container für Plastikflaschen, aus denen sich bedürftige Menschen bedienen, quellen ganz einfach vor der Verpackung eines bestimmten Produkts über. Mit Wasser aufgefüllt werden die leeren Flaschen, ganz gleich in welcher Stadt, an einem öffentlich zugänglichen Trinkbrunnen.

Größeren Gruppe mittelloser Menschen begegnet man mitunter vor einer jener Ausspeisungen, von denen sie ihre warmen Mahlzeiten beziehen. Dort hat man Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, dass Bedürftige allerorts gleich angezogen sind. Als würden die Kleiderausgaben sämtlicher karitativen Organisationen von einem einzigen Ausstatter beliefert werden. Zieht man in Betracht, dass das, was in Form von Spenden dort landet, aus den Kleiderkästen der durchschnittlichen Bevölkerung stammt und diese wiederum damit vorliebnimmt, was sie in den Filialen einiger weniger Anbieter findet, trifft das in gewisser Weise sogar zu. Ein weiteres Beispiel dafür, dass sich in den Pfützen ganz unten spiegelt, was weiter oben beleuchtet wird – etwa in den Auslagen jener Unternehmen, deren Außendarstellung etwas Unverwechselbares anhaften soll.

Jetzt, da die Scheinwerfer nicht mehr darauf gerichtet sind, treten an den Kleidungsstücken jene Spuren zutage, die ihre Vorbesitzer hinterlassen haben. Es sind die Spuren ihres Mensch-Seins, der vergangenen Jahre, die mehr oder weniger unterschiedslos verlaufen sind, wie auch das Überleben auf der Straße – egal wo – die gleichen Anforderungen an die Menschen stellt: ununterbrochenes Auf-Achse-Sein,

stundenlanges Warten und gelegentliche Übernachtungen unter Gegebenheiten, die im höchsten Maße unbequem sind.

Was die Essensausgabe betrifft, verhält es sich dort, wo man für eine Mahlzeit ansteht, die nicht bezahlt werden muss, nicht anders als beim Großteil der herkömmlichen Restaurants, Snackbars und Kioske auf diesem Globus. Man erhält eine Kost, die mit keinem spezifischen Ort verbunden scheint. Kein landesübliches Gewürz, keine unverwechselbare Zutat, noch nicht einmal ein Trick bei der Zubereitung, auf den man sich sonst nirgendwo versteht. Wie es aussieht, kümmert sich nur noch eine verschwindende Zahl, ausschließlich auf Touristen ausgerichteter Lokale um die für eine Region einst charakteristische Küche. Jeder Bissen schmeckt auswechselbar, jeder Happen verströmt das Aroma mangelnder Eigentümlichkeit, den neutralen Geruch der Allgegenwart eines Foyers, einer geplünderten Telefonzelle, einer Bahnhofshalle oder eines ausrangierten Eisenbahnwagens. Nicht-Orte, auf die man auf jedem beliebigen Längen- und Breitengrad stoßen könnte. In keinem Teller spiegelt sich noch etwas von der Geschichte oder der kulturellen Identität der Suppe, die sich darin befindet. Berücksichtigt werden gerade mal ein paar universelle Richtlinien wie der sparsame Umgang mit Fleisch, Fetten und Zucker.

Egal, wo man hinkommt, die Bedürftigen aller Länder sprechen dieselbe Sprache. Sie bemühen sich, was sie sagen, der in einem jeweiligen Land üblichen Ausdrucksweise anzugleichen. Dass eine solche längst einem globalen Dialekt gewichen ist, kommt ihnen dabei entgegen. Auch bei den Worten handelt es sich um die nämlichen, die überall ausgesprochen werden. Bei dem, was Menschen, die auf der Straße leben, hinter ihren Pappbechern hockend, sagen, handelt es sich um Mantras derer, die – mit Besitzlosigkeit gesegnet – dazu verurteilt sind, sich in einem Zeitalter der Rastlosigkeit in Geduld zu üben. Ihre Bitte um ein Almosen versehen sie mit einem Spruch, der ihnen *passend* erscheint. Ihre Aussprache lässt an die durch oftmalige Wiederholungen abgeschliffenen Rufe der Obst- und Gemüseverkäufer denken, aus denen sich die ersten paar Silben bereits verabschiedet haben, während die restlichen in verstümmelten Worthülsen ausharren, bis dieser Beruf eines Tages endgültig verschwunden sein wird. Die Besitzlosigkeit hingegen wird nicht so schnell verschwinden. Was die Sprüche betrifft, verhalten sich internationale Unternehmensketten nicht wesentlich anders. Im Subtext ihrer Slogans wird ein mit dem Tausch Geld gegen Ware verbundenes Glücksgefühl in Aussicht gestellt. Die Aufrichtigkeit ist dabei auf Seiten der Bedürftigen, da eine an sie gerichtete Zuwendung tatsächlich jemanden glücklich macht – nämlich sie – und jemand anderen – den Spender, die Spenderin –, mit Genugtuung erfüllt. Das mit einem Einkauf verbundene Glücksgefühl hingegen entspricht der Spiegelung eines Gespenstes, und ein einzelner Einkauf in der Filiale einer Unternehmenskette fällt in der Jahresbilanz ebenso wenig ins Gewicht wie der eine oder andere Diebstahl, oder wie ein Bauwerk – eine Brücke zum Beispiel – Schaden daran nehmen könnte, dass jemand in seiner Obhut übernachtet.

Und doch schlafen bedürftige Menschen auf der ganzen Welt unter Brücken, die ein Ufer so unspektakulär wie möglich mit dem gegenüberliegenden verbinden, anstatt für das Bild einer jeweiligen Stadt charakteristisch zu sein. Unter einer solchen Brücke zu erwachen, muss sein, als schlage man die Augen in der Anonymität eines Hotelzimmers auf und erinnere sich kaum noch an die Anreise, obwohl die eben erst erfolgt ist.

Das erste, was man in so einem Zimmer sieht, ist jener Bildschirm, der einen überallhin begleitet. Die Obdachlosen sämtlicher Städte befinden sich in Begleitung ein

und desselben Hundes, den sie in einer überall verständlichen Sprache als ihren *besten Freund* bezeichnen.

Wie routinierte Reisende wissen, befindet sich in einem Hotelzimmer die einzige zum Schreiben geeignete Fläche unterhalb eines Spiegels, der jedes längere Verweilen zu einem Belastungstest werden lässt. Dem *besten*, vielleicht ja auch einzigen Freund des Obdachlosen steht die Verwahrlosung, die ein Leben auf der Straße mit sich bringt, meist besser als seinem Herrchen oder Frauchen. Man sieht dem Tier an, dass es sich dem Menschen erst angeschlossen hat, als dessen Leben prekäre Ausmaße angenommen hatte, als er es bereits gewohnt war, sich beim Gehen mit beiden Händen an einem Einkaufswagen festzuhalten.

Völlig egal, wo man hinkommt, diese Einkaufswagen unterscheiden sich, vergleichbar den Autos und den Transportmitteln des öffentlichen Verkehrs, nicht von denen irgendwo anders. Sie stammen aus dem Fundus eines weltumspannenden Selbstbedienungsmarkts. Ob sich dessen Geschäftslokal ein paar Straßen weiter, mehrere tausend Kilometer oder sogar einen Ozean entfernt befindet, lässt sich vom Aussehen des Einkaufswagens her unmöglich beurteilen.

Ein Obdachloser transportiert darin alles, was er hat, von einem Schlafplatz zum nächsten. Einerlei, wo auf der Welt, seine Habe umfasst einen Schlafsack, eine Isomatte, Regenschutz, eine Decke und sonst nichts. Sämtliche Artikel sehen aus, als läge ihr Ursprung im Sortiment ein und desselben Ladens, darauf ausgerichtet, sich für ein Leben unter widrigen Umständen einzudecken. Worin sich zu bestätigen scheint, dass es, was die Ansprüche betrifft, die das Überleben an einen Menschen stellt, in den verschiedenen Großstädten kaum Unterschiede gibt.

Hin und wieder führen Menschen, die kein fixes Zuhause haben, ein Zelt mit sich. Dabei handelt es sich um das gleiche in China hergestellte Modell der unteren Preisklasse. In sozial einigermaßen funktionierenden Gruppen *wandert* ein solches Zelt von einem Obdachlosen zum nächsten, wodurch es, zeitverzögert, im Gepäck jedes einzelnen anzutreffen ist.

Dort, wo Obdachlose sich dazu entschließen, einen improvisierten Unterschlupf, einem Verschlag vergleichbar, zu errichten – etwa, weil sie ein bestimmtes Plätzchen vor dem einen oder anderen Umwelteinfluss schützen möchten – bedienen sie sich dabei, egal in welchem Land, Kulturkreis, ja Erdteil sie sich befinden, exakt der gleichen Vorgehensweise. Holzlatten und Kunststoffplanen dienen ihnen als Grundmaterialien, hinzu kommen Schnüre, Draht und gelegentlich Schaumstoffreste, um Verbindungen herzustellen und abzudichten. Alles wurde in Mulden auf Baustellen gefunden, in Besitz genommen und reaktiviert. Aufgrund der völligen Gleichförmigkeit der Fabrikation dieser Baustoffe, könnte man beinahe von so etwas wie einem *internationalen Stil* sprechen. Eine solche, an Varianten arme Konstruktionsweise lässt notgedrungen auch keine allzu große Variabilität in Bezug auf die Benutzung zu. Wo immer man auf eine dieser Lagerstätten stößt, sie bietet einem einzelnen erwachsenen Menschen Platz, vor Regen, Schneefall und Wind geschützt, darin zu liegen, wobei es von Vorteil ist, sofern der Bewohner einer solchen Bettstatt, aufgrund seiner Sorgen einigermaßen geknickt ist.

Unter den Freizeitbeschäftigungen von Menschen, die alles verloren haben, rangiert der Genuss hochprozentiger alkoholischer Getränke ganz weit oben. Das ist seit jeher so gewesen. Es gab allerdings eine Zeit, da wechselten, je nachdem, ob man sich weiter im Süden oder im Norden befand, die Getränke in den arg mitgenommenen Händen der Clochards, Stadstreicher und Gammler. An den Etiketten ihrer Flaschen ließ sich mit größerer Verlässlichkeit ablesen, bei welchem Gesöff es sich um das preisgünstigste

und stärkste in der Region handelte, als jeder Annonce in einem Wein- oder Lifestyle-Magazin. Mittlerweile kann man sich darauf nicht mehr verlassen, da alle Getränke überall hergestellt und abgefüllt werden. Sie sind auch überall erhältlich. Jedes davon erfährt früher oder später eine zeitlich begrenzte, preisliche Reduktion. Geblieben ist einem Blick auf die im Abseits, im Schatten der Gesellschaft die Runde machenden Flaschen lediglich die Gewissheit, dass sie nur ein einziges Mal befüllt wurden. An der Zügigkeit, mit der sie geleert werden, lässt sich ablesen, wie lange jemand bereits ohne Obdach lebt.

Einmal habe ich beobachtet – wo, spielt keine Rolle –, wie eine Frau, deren Äußeres das Leben auf der Straße bereits einigermaßen zerzaust hatte, aus einer Kneipe geworfen wurde und sich beim Versuch, diesen Rauswurf zu verhindern, den Kopf an der Motorhaube eines parkenden Wagens anschlug. Das vorangegangene Geschimpfe, das Türenknallen, der Aufprall und schließlich ihr Schmerzensschrei sorgten dafür, dass in den umliegenden Häusern die Lichter angingen. Als ein paar Minuten später ein Rettungswagen eintraf, hatte ich einen Moment lang den Eindruck, zwei Welten dabei zuzusehen, wie sie einander berührten.

Der Rettungswagen entsprach in seiner auffälligen Lackierung unter Verwendung heller, teilweise geradezu *leuchtender* Farben, aber auch in den Aufschriften und den technischen Versatzstücken in seinem Erscheinungsbild, bis ins Detail jenen mobilen Ambulanzen, die ich aus sämtlichen Städten, in denen ich bisher war, kenne – die inbegriffen, in der ich wohne. Bei der Motorhaube, die die Frau ausgeknockt hatte, handelte es sich hingegen um die Schnauze eines dunklen, im Schutz der Nacht beinahe unsichtbaren Privatfahrzeugs.